

24.
a b:
e S.
Maas
die S.
eblich
r in
noch
angen
ag:
nue
von
um
griff
e ein
Dä
m
bly
e an
h:
kam
agen
dere
chwa
ang
kam
eit
är
hite
tlich
atman
t raste
ote
e de
eind
del
s un
gera
frag
ge
e M
die
ch ir
ange
Be
tro
e m
er
und
nicht
Daf
unf
teile
lich
ver
er
me
hat
org
mor
scrip
Sch
pro
bante
me
gar
ett
lange
auch
s in
orden
est
achte
u, w
und
res
r
da
st
ch
n
ma
er
fa



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1916. * Nr. 13

Dummerle.

Aus einer jungen Ehe. Von W. Kabel. (Nachdruck verb.)

Genau einen Monat waren wir verheiratet, als ich zum erstenmal merkte, daß Mela irgendein Geheimnis vor mir hatte. — Früher als gewöhnlich kehrte ich eines Mittags aus der Fabrik heim, schloß möglichst geräuschlos auf und schlich an die Tür der Küche, wo ich rauchen um diese Zeit, so kurz vor dem Essen, bestimmt sitzen hoffte. Um eine Köchin halten zu können, dazu es bei uns vorläufig noch nicht. — Doch so sehr ich auch Augen anstrenzte, — hinter den Milchglascheiben regte sich kein Schatten huschte eilfertig vorüber, auch nicht das leiseste Klappern von Töpfen und Tellern war zu hören. Diese geradezu beängstigende Stille herrschte nicht nur in der sondern auch in den übrigen Räumen der kleinen Wohnung. Während ich noch ahnungslos lauschend da stand, drang mir ein Geruch in die Nase, der verzweifelte Ähnlichkeit mit

Mela, noch im Hauskleid, vor mir und starrte mich mit weiten Augen wie eine Erscheinung an.

„Fritz ... du ...?“ In dem Tonfall dieser beiden Worte lag alles andere, nur nicht freudige Überraschung. Deutlich hörte ich eine gewisse Verlegenheit, eine schlecht verhehlte Angst heraus.

Die Begrüßung zwischen uns war daher auch einige Grade weniger zärtlich als sonst. Noch nie hatten Melas weiche Lippen so flüchtig auf den meinen geruht. Vielleicht hatte ich mein kleines Dummerle durch mein Einschleichen wirklich erschreckt, vielleicht lenkte auch der Duft des angebrannten Fleisches ihre Gedanken ab. Denn daß auch ihr feines Näschen das kleine Pech sofort gewittert hatte, merkte ich daran, wie sie argwöhnisch die Luft einsog, während ich sie noch zärtlich umschlungen hielt. Und kaum hatte ich sie freigegeben, als sie auch schon an den Herd eilte und den Schaden in Augenschein nahm.

„Fritz — gieße doch eine Tasse Wasser zu“, bat sie in auffälliger Hast, „und schiebe nachher den Topf wieder über die Flamme.“ Damit war sie schon wieder hinaus. Kopfschüttelnd blieb ich



zurück. — Ich wußte nicht, was ich vor ihrem Verhalten denken sollte. — Was konnte denn nur drinnen in den Zimmern ihre Aufmerksamkeit so ganz in Anspruch genommen haben, daß sie nicht einmal Zeit fand, hin und wieder nach meinem geliebten Schnorröpfchen zu sehen ...? — Und warum kommandierte sie mich jetzt hier zur Hilfeleistung ...? Etwa um noch ein Weilchen drüben allein zu sein und das verbergen zu können, was

Schulfertige Maschinengewehr-Abteilung einer Schneeschuhtruppe. Phot. Friedrich Dejer.

meins Glück also, daß ich heute so vorzeitig erschien und mich weiter in acht zu nehmen, riß ich die Küchentür schleunigst den Kochtopf, aus dem die verdächtigen aufsteigen, von der Gasflamme herunter und öffnete die Fensterflügel. Als ich mich wieder umwandte, stand

ih mir mehr am Herzen lag als die tadellose Zubereitung unseres bescheidenen Mahles ...?

Ebenso schnell, als sie kamen, vertrieb ich aber auch diese törichten Gedanken. Mela war treu wie Gold. Das wußte ich. Wir beide hatten sechs lange Jahre trotz des Widerstandes unserer beiderseitigen Eltern aneinander festgehalten und in dieser Zeit

des Kampfes um unser Glück das beste Fundament für eine spätere, wahrhaft harmonische Ehe in unseren Herzen errichtet: ein gegenseitiges, durch nichts zu erschütterndes Vertrauen, das in den kleinen Intrigen, die zum Zwecke unserer Trennung eingefädelt worden waren, längst die Feuerprobe bestanden hatte. — Ich schämte mich meiner Zweifelsucht daher ehrlich und hielt mich jetzt sogar länger als nötig in der Küche auf, um mich dadurch selbst ein wenig für mein lächerliches Mißtrauen zu bestrafen.

Nachher trat mir Mela mit solcher Harmlosigkeit und so fröhlich entgegen, daß ich meinem Leibgericht trotz des bitteren Beigeschmades der Sauce mit größtem Appetit zusprach. Nur reichlicher hätte die Mahlzeit sein können. Offenbar hatte mein kleiner lieber Spitzbube die allzu stark — sagen wir schon „gebräunten“ Stücke vorher beiseite geschafft. —

Wochen vergingen. Aber seit jenen angebrannten Kalbsrippchen waltete ein steter, immer häufiger wiederkehrender Unstern über Melas Kochkünsten. Mit der Engelsgeduld und der schwer zu erschütternden Nachsicht des Jungvermählten nahm ich die Attaden auf meine Geschmacksnerven hin. Wenn's nur dabei geblieben wäre ...! Aber auch Melas sonstiges Verhalten wurde mir von Tag zu Tag rätselhafter. Sie, deren Plappermäulchen früher kaum einen Augenblick still stand, zeigte eine so vertäumte Wortfargheit, daß ich sie täglich mehrmals sanft daran gemahnen mußte, mir wenigstens meine Fragen zu beantworten. Stets schien sie mit ihren Gedanken weit fort zu sein. Umsonst forschte ich mit den zärtlichsten, schmeichelndsten Worten nach der Ursache ihrer so auffälligen Geistesabwesenheit. Stets bekam ich daselbe zu hören: „Wirklich, Schatz, du bildest dir das alles nur ein. Jeder leidet doch bisweilen unter Stimmungen, die uns sozusagen anfliegen, und in denen man stiller als gewöhnlich ist.“

Ich ließ mich jedoch nicht so leicht täuschen und begann Mela nun schärfer zu beobachten. Dabei stellte ich zunächst fest, daß sie regelmäßig am Mittelfinger der rechten Hand links von dem sauber gepflegten Nagel ein durch Tinte leicht geschwärztes Fledchen hatte, wie man dies häufig bei Menschen findet, die viel schreiben und die Angewohnheit haben, den Federhalter ganz kurz zu fassen. Weiter merkte ich, daß wir in unserem Haushalt geradezu unheimlich viel Tinte verbrauchten. Ich selbst war daran schuldlos. Also mußte notwendig Mela den Inhalt der drei leeren Tintenfläschchen, die ich in den letzten sechs Wochen auf meinem Schreibtisch halb verborgen hinter dem Briefständer entdeckt hatte, seiner natürlichen Bestimmung zugeführt haben. Auch mein Vorrat an weißem Papier zeigte sich, als ich einmal eine Eingabe an eine Behörde aufsetzen mußte, bis auf einen winzigen Rest zusammen geschmolzen. Im Haushalt konnte Mela all die großen Vögel kaum verwandt haben. Wozu auch?

Mithin blieb nur eine Möglichkeit übrig, wenn man diese von mir eben erörterten Momente logisch zu einer Kombination vereinte: mein Dummerle beschäftigte sich mit irgendeiner längeren schriftlichen Arbeit, die an den vielen verdorbenen Speisen, an der Zerfahrenheit, den geschwärzten Fingern und dem enormen Tinten- und Papierverbrauch schuld war. — Aber was für ein Opus konnte das nur sein? Stellte sie vielleicht ein neues Kochbuch zusammen? Das war bei ihrer Kunstfertigkeit im Zubereiten billiger und schmackhafter Speisen eigentlich das Nächstliegende. Nun, ich würde schon dahinterkommen!

Eine recht unamännliche Neugierde hatte sich meiner bemächtigt, die mich dann dazu verführte, Mela eine regelrechte Falle zu stellen. Denn meine mühsam gesammelten Verdachtsgründe und die daraus hervorgegangenen Schlüsse mochte ich ihr nicht mitteilen, schon um sie nicht zu einer Rottlüge zu verleiten.

Auf meiner Schreibtischplatte lag stets ein starker, großer Bogen rotes Löschpapier vor dem schweren Dunstschreibzeug. Ehrlich gestanden nur deswegen, weil ich einmal aus Unachtsamkeit in den grünen Tuchbezug der Platte mit der Zigarre ein schändliches Loch gebrannt hatte, das auf diese Weise den Blicken unserer Gäste entzogen werden sollte. Ein neuer Bezug hätte nämlich sechs Mark gekostet. Rotes Löschpapier gab's aber schon für zehn Pfennig den Bogen.

Und diese zehn Pfennig opferte ich und vertauschte heimlich den bisherigen, von dunklen Flecken und Schriftspuren bereits über und über besetzten Bogen gegen einen ganz neuen. Um das Maß meiner Hinterlist noch voll zu machen, schloß ich dann auch meinen Dunstlöcher, der zu der Schreibtischgarnitur gehörte, in eine Mela nicht zugängliche Schublade ein. So wollte ich mein Frauchen zwingen, ihr Geschreibsel auf der zarten Fläche des neuen Löschblattes abzufrüden.

Als ich am nächsten Mittag nach Hause kam, benutzte ich die gute Gelegenheit, als Mela den Tisch im Nebenzimmer deckte, zur Prüfung des roten Löschpapiers. Ungefähr zwölf etwas ineinanderlaufende Reihen von Schriftzügen waren deutlich darauf zu sehen. Mein Taschenspiegel, den ich dicht hinter die einzelnen

Zeilen hielt, und auf dessen Glas mir dann deutlich die Worte entgegenleuchteten, enträtselte mir schnell das Geheimnis. Die Sätze, die ich so zu entziffern vermochte, scheiendend gar keinen Zusammenhang, sagten aber trotz des Traums einher. Sie war seit jener ...

... mußte aber doch Liebe sein, die sie empfand, hätte sie ja jede Achtung ...

... und mit dem verzweifeltsten Ringen eines Schicksals, der dem Ertrinken nahe ist, versuchte John Brown ...

... mit der Bitte, den beifolgenden Roman zu ... mir baldigst Bescheid zukommen zu lassen. Rudolfo ...

In der nächsten Minute stand ich schon Mela gegenüber mit dem vollen Tablett aus der Küche kam. „Mela,“ sagte ich dumpf, „versuche nicht weiter zu ... Damals die Kalbsrippchen, inzwischen noch vieles ... vorgestern die Koteletts mußten sich eine unrichtige ... gefallen lassen, weil du ... schriftstellerst!“

Das war fraglos recht zart ausgedrückt! Und dennoch das jongleurartig fixe Zugreifen meiner Hände rettete tagelang vor einer allzu innigen Berührung mit dem neuen ...

Mela war auf den nächsten Stuhl gesunken und wie herzerreißend, während ich noch das Servierbrett auf ...

tisch in Sicherheit brachte. Ich ließ ihr ruhig Zeit, sich von dem ersten Schreck der Tränenströme zu erholen. Als nur noch vereinzelte ... frischen Wangen neigten, geleitete ich sie mit sanfter ...

unserem lieben Sopapläschen, wo ich sie auf meine ... ihr Köpfchen an meine Brust bettete. Und dann beich ...

Schon als Mädchen hatte sie, wovon sie mir freilich zu sagen wagte, hin und wieder kleine Novellen ge ... nur zu ihrem eigenen Vergnügen, da diese Art, ihre ... spielen zu lassen, ihr Freude und Befriedigung gewal ...

war sie gleich in der ersten Zeit unserer Ehe so viel alle ... Ich hatte mit einer kurzen Mittagspause von morgens ... in der Fabrik zu tun, und in unserem kleinen Haushalt ... wenig Beschäftigung für sie. Und so war ihr der Geb ...

men, einmal auch eine größere schriftstellerische Arbeit zu ... „Erl sollte es wieder nur eine Novelle werden, ... sie leise. „Aber sehr bald padte mich der Stoff derart, ...

verschiedenen Situationen und die Charaktere der Pers ... eingehender auszumalen begann. Oft vergaß ich alle ... her, wenn ich in deinem Zimmer an dem Roman ...

waren die Vormittage, wo du dann halb verdorbenes ... gefest bekamst.“ Bei dieser Stelle drängten sich ab ... paar Tränen der Reue hervor.

„Heute habe ich nun den Roman beendet, ... zögernd fort und senkte den Kopf noch tiefer. „Und ... ich dir auch das Versprechen, daß ich nie wieder die ...

rühren und nie mehr meine Pflicht über dieser meiner ... Leidenschaft vergessen werde, wenn ... wenn ich das ... den Roman gedruckt zu sehen. Dies ist mein sehnlichst ...

mein ganzer Ehrgeiz.“ Ich glaubte nicht recht gehört zu haben. — Mein ... mein kleiner, lustiger Spitzbube wollte das Geschreibsel ...

lich einer Redaktion anbieten, — oder womöglich sag ma ... Berleger ...?! Das war ja mehr als Torheit, das wä ...

radazu lächerliche Selbstüberschätzung ...! Wer mir ... Hochzeit gesagt hätte, daß ich meiner Mela noch ein ...

Blaustrumpf-Neigungen ausreden müssen, den hätten ... ausgelacht ...! Und jetzt ... jetzt ...? „Kind,“ begann ich daher ganz väterlich, „du wirst ...

im Ernst die Absicht haben, deinen sogenannten Roman ... anbringen zu wollen. Weißt du auch, welche Schwier ... diesem Vorhaben in den Weg stellen ...? Du als ...

kannte Autorin“ — ich brachte diese tönende Bezeichnung ... Dummerle wirklich über die Lippen! — „wirst ein ... Porto verschwenden und dies nur mit dem einen ...

deine Arbeit stets zurück erhältst — stets! Denke an die ... Wochen der Erwartung, die du dir bereitest, wenn ... unterwegs ist. Du wirst deinen Frohsinn verlieren, ...

egen nicht belästigen dürfe. Sie ließ nicht locker, hat, schmei-
 und erreichte schließlich auch, daß wir beide einen regel-
 den feierlichen Vertrag schlossen, der die Verpflichtung jedes
 uns genau festlegte und dabei doch meine eigene Großmut
 Dufferfreudigkeit in das vorteilhafteste Licht setzte. —
 Abends machte ich mich dann daran, Melas zweihundert
 en starkes Opus durchzulesen. Ich bin nun der profaischste
 Sch, den es nur geben kann. Meinen einzigen Lesestoff bil-
 seit Jahren ausschließlich technische Fachblätter und meine
 Ang. Um einen Roman auch nur einigermaßen beurteilen
 können, dazu fehlte mir so ziemlich alles. Trotzdem wollte ich
 stens feststellen, ob mein Frauchen nicht gar zu törichtes
 zusammenfabuliert hatte. Von meiner Entscheidung sollte
 an abhängen, ob wir Seilmann ins Vertrauen ziehen oder
 „Menschen abseits der Heerstraße“ einen wohl nur für
 schmerzvollen Flammentod finden würden.
 eines Dummerle zierliche, übersichtliche Handschrift bereitete
 eine Schwierigkeiten. Ich kam also recht schnell vorwärts.
 Ich interessierte mich der Stoff herzlich wenig. Nur das eine
 ich bald: Mela schrieb wirklich einen flüssigen, dabei schein-
 recht eigenartigen Stil. Manche Wendungen überraschten
 geradezu, nicht minder ihre Art, wie sie Naturschönheiten
 Situationen plastisch darzustellen verstand. Doch bereits nach
 ersten Kapitel begann ich dann auch die Handlung mit grö-
 Aufmerksamkeit, bald sogar mit Spannung, zu verfolgen.
 war fast zwölf Uhr geworden, als ich das Manuskript wieder
 in blauen Dedel zurücklegte. Mein Frauchen, die bis dahin
 denstill bei ihrer Handarbeit am Mittelisch in meinem
 Zimmer gesessen hatte — sicherlich fiebernd vor Erwar-
 —, war jetzt mit wenigen Schritten an meiner Seite. Ich
 auf und schloß sie wortlos in meine Arme.
 „Kommst du, daß er etwas taugt?“ fragte sie dann zaghaft.
 „Ja, — bei einer kleinen Provinzzeitung wird Seilmann
 wohl unterbringen“, erwiderte ich, ihr die heißen Wangen
 elnd. „Besonders, wenn wir noch das kleine Draufgeld
 „,“ setzte ich vorsichtig hinzu. Worauf Mela mir in über-
 nder Freude einen langen, langen Kuß gab.
 bereits am nächsten Tag machte ich mich dann mit dem sauber
 nerten Roman betitelt „Menschen abseits der Heerstraße“
 n Weg zu Heinz Seilmann, nachdem ich mich durch tele-
 che Anfrage vergewissert hatte, daß ich den Freund auch
 nem Redaktionsbureau antreffen würde.
 zweigend hörte Seilmann mir zu, als ich ihm die Ent-
 geschichte des Romans mit allen Einzelheiten erzählte.
 „Ich verlange nun insofern wohl nichts Unmögliches von dir,“
 dann fort, „als ich der Redaktion des Provinzblättchens,
 durch deine Beziehungen vielleicht die Arbeit aufzwinge,
 undert Mark für die Veröffentlichung des Romans be-
 will, nur damit Mela sich gedruckt sieht und fortan ihrem
 ehen gemäß alle weiteren schriftstellerischen Versuche auf-
 ichtes sind dies die hundert Mark, die ich mir zurückgelegt hatte,
 mer Frau davon zu ihrem Geburtstag eine Pelzgar nitur
 en. Wie sehr Mela der Ehrgeiz plagt, erziehtst du schon dar-
 icht sie auf die Garnitur sofort verzichtete, als ich ihr den
 tag machte, auf diese Weise die Zurücklegung ihres Wertes
 wesen. Ich meine, für diesen Preis wird sich eine be-
 ne Redaktion wohl bereit finden, den Roman anzunehmen.“
 „Ja, daß mein Dummerle die Antwort Seilmanns nicht hörte,
 hätten sie wohl für alle Zeiten geschiedene Leute gewesen.
 ann's nicht gerade allzu haarsträubender Unsinn ist, —
 wirt sagte er gleichmütig. „Daß nur das Manuskript gleich
 bei Gelegenheit schaue ich mal hinein. Die hundert Mark
 vieru mir, falls nötig, später zu.“
 is er wieder sehr beschäftigt schien, verabschiedete ich mich,
 ihm ich ihn noch zu der kleinen Feier, die wir an Melas Ge-
 eint veranstalteten, eingeladen hatte. —
 Er der Roman nicht mehr im Hause war, hatte sich so man-
 n die uns geändert. Das tadellose Essen und Melas heitere
 un lang ließen mich schnell die kleine Verirrung meines im-
 n, doch recht tüchtigen und wirtschaftlichen Frauchens ver-
 ort. Von Seilmann hatten wir in den inzwischen verflossenen
 ochen nichts gehört. Da, kurz vor Melas Geburtstag, er-
 ilte eine Postkarte von ihm mit der kurzen Mitteilung, daß
 Roman untergebracht habe und ich ihm daher die hundert
 Mela die vereinbart, einjenden möchte. Die liebe, törichte Ver-
 em die sich diesen Erfolg durch den Verzicht auf die lang-
 Pelzgar nitur erkauft hatte, strahlte vor Glück und trug
 renhändig das Geld auf das nächste Postamt. Wie hätte
 icht, daß ein so unbezähmbarer, opferfreudiger Ehrgeiz
 imen Herzen wohnte.
 egen ich dann am Geburtstag selbst mittags aus dem Dienst

nach Hause kam, flog mir Mela im Korridor mit einem Jubelruf
 um den Hals.

„Du lieber, lieber Mann, du unglaublicher Verschwender . . .!“
 rief sie mit vor Rührung tränenverschleierten Augen. „Und echt
 Stunks! Die Garnitur muß ja eine Unmasse Geld gekostet haben!“

Ich bin überzeugt, daß ich in dem Augenblick wenig geistvoll
 dreinsah. Melas Worte waren ja für mich lauter unlösliche Rätsel.

Jetzt erst sah ich, daß um ihre Schultern eine breite, dunkle
 Pelzstola lag und ihre Linke in einem kleinen Ungeklüm von Muff
 steckte. Mein Gesichtsausdruck mußte meine Gedanken, meine
 Zweifel und Befürchtungen recht deutlich widerspiegeln. Denn
 Melas Arme sanken plötzlich matt herab. Und stotternd fragte sie
 dann, mich ängstlich anblickend:

„Was hast du nur, Fritz? Du machst so ein . . .“

„. . . ja, ein Gesicht wie jemand, der diese Stunks garnitur gar
 nicht gekauft hat; stimmt!“ meinte ich kleinlaut. Denn ihr diese
 Enttäuschung gerade heute bereiten zu müssen, fiel mir schwer.“

„Aber . . . in dem Karton liegt doch eine auf deinen Namen
 ausgestellte quittierte Rechnung über dreihundert Mark“, stotterte
 sie. „Du willst mich wohl nur ein wenig zappeln lassen, du schlech-
 ter Mensch?“ fügte sie dann hoffnungsfroher hinzu.

Ich schüttelte traurig den Kopf. „Drehundert Mark . . .! —
 Kind, wo sollte ich die wohl hergenommen haben! — Vielleicht
 führt hier in der Stadt ein zweiter meinen Namen. Nur so kann
 ich mir die Sache erklären.“

„Aber auf dem Karton steht doch unsere genaue Adresse.
 Komm, überzeuge dich selbst.“

Aber auch dadurch wurde ich um nichts klüger. Die Adresse
 stimmte, die Rechnung ebenso. Dagegen ließ sich nichts sagen.

„Nun, wir können ja auf sehr einfache Weise dahinter kommen“,
 meinte ich schließlich. „Ich telephoniere das Pelzgeschäft sofort an
 und bitte um Aufschluß über diese mysteriöse Geschichte.“

Diese Absicht sollte nie ausgeführt werden. Denn wie Mela
 nun auf das plötzliche Anschlagen der Klingelglocke öffnen ging, hörte
 ich bis in mein Zimmer Seilmanns dröhnenden Baß, mit dem
 er „seiner lieben Frau Melanie“ herzlich gratulierte.

Kaum hatten wir uns dann begrüßt, als mein Freund schon
 mit einem schlecht unterdrückten Lächeln feierlich begann:

„Kinder — jetzt euch, bitte! Ich habe euch nämlich eine Er-
 öffnung zu machen, die euch vielleicht etwas aus dem Gleich-
 gewicht bringen dürfte. — So, das ist brav. — Und nun, mein
 lieber Fritz, muß ich dich zunächst bitten, nie wieder dein Frauchen
 mit dem Rosenamen „Dummerle“ zu benennen. Denn auf die
 Autorin eines Romans, der demnächst in unserer Zeitung er-
 scheinen wird, und für dessen Erstabdruck wir unbezogen das übliche
 Honorar von sechshundert Mark zahlen, paßt eine solche Titu-
 latur, so lieb sie auch gemeint sein mag und so zärtlich sie auch
 aus deinem Munde klingt, auf keinen Fall.“

Seilmanns rundes Gesicht strahlte jetzt förmlich vor Übermut.

„Kinder, hört weiter . . . Die Pelzgar nitur habe ich auf eigene
 Verantwortung gekauft und zur Bezahlung die mir ahnungslos
 von euch eingeschickten hundert Mark mitverwandt. Die fehlenden
 zweihundert erlaubte ich mir auszulegen. Frau Melanie mag
 sie mir zurückgeben, wenn sie von unserer Kasse das Honorar er-
 halten hat — und das kann schon morgen nach Erledigung einiger
 kleiner Formalitäten geschehen. — Und nun, verehrteste Freun-
 din, will ich meinem ersten Glückwunsch noch einen zweiten hinzu-
 fügen. Sie besitzen unbestritten ein starkes Talent. Ihre „Men-
 schen abseits der Heerstraße“ sind vollkommen druckreif. Ich selbst
 bin stolz darauf, diesen neuen Stern am literarischen Himmel ent-
 deckt zu haben, dem ich mit diesem Handkuß meine Verehrung
 und Bewunderung, zugleich auch meinen aufrichtigsten Glück-
 wunsch zu diesem ersten Erfolge ausspreche, dem noch recht viele
 weitere sich anreihen mögen.“ — — —

Dieser eine Geburtstag Melas wird mir unvergeßlich bleiben.
 Nicht etwa wegen der hohen Sektrechnung, die ich nachher zu be-
 zahlen hatte, sondern weil ich, der Gatte des kleinen, lieben
 Dummerle, an jenem Tage der „Mann einer berühmten Frau“
 wurde und wir seitdem viele, viele Köchinnen in lieblicher Ab-
 wechslung gehabt haben, von denen auch nicht eine meine Lieb-
 lingsgerichte so schmackhaft zuzubereiten verstand wie Mela, die
 jetzt nie mehr in die Küche kommt, dafür aber durch ihre litera-
 rische Tätigkeit reichlich ebensoviel verdient wie ich und trotzdem
 das geliebte ist, was sie mir war, — mein zärtliches, lustiges
 und glückliches . . . Dummerle.

Ein unfehlbares Mittel.

Anekdote von Richard Rief (München). (Nachdruck verbot.)

Die vier Herren: ein Oberleutnant, zwei Stabsärzte und ein
 Herr vom freiwilligen Automobilkorps, fuhrten schon von
 St. Quentin an in dem Abteil zweiter Klasse des D-Zuges, der sie

zu kurzem Urlaub in die Heimat bringen sollte. Jeder hatte seine behagliche Ecke, man streckte, ohne falsche Scheu, die Füße von sich und schlief, in hemdsärmeligem Behagen. Man plauderte



Deutsche Liebestätigkeit am Marmarameer. (Mit Text.)

auch, tauschte Jugend-erinnerungen und erzählte einander die Anekdoten und Witze, die man aus den letzten illustrierten Blättern der Liebesgaben-sendungen im Gedächtnis behalten hatte.

Eines war durch gemeinsamen Beschluß verboten: Kriegserlebnisse aufzutischen. — Gleich, als einer der sehr kriegerisch gesinnten Ärzte mit einer Kampfs-

„Ich will mit einem Engländer, meinetswegen sogar mit einem farbigen, Bruderschaft trinken, wenn die verheerliche Reisege-
nosse uns nicht zugleich zum Verrat militärischer Geheimnisse zwingt. Sie wird wohl verlangen, daß wir ihr das Gruseln beibringen. Man schrieb mir, daß auf allen heimlichen Kaffee-Platzereien von heute Schützen-graben und Sturman-griff Trumpf sind.“

Der Oberleutnant lächelte, als er dieses hörte. Er sagte: „Was für eine Belohnung wenn es mir gelingt, unsere Gefährtin zu baldiger Veränderung zu bewegen?“

„Ich besitze ein Ehrendiplom einer englischen Gesellschaft“, sagte der ältere Stabsarzt. „Es gehöre das Papier wäre mir zu hart“, erwiderte der. „Scherz beiseite!“ rief der Automobilmenschen.



Der erste Frühlingsgruß in den Ziviler

Geschichte aufwarten wollte, hatte der Oberleutnant gesagt: „Kameraden, wir kommen eben aus einem Kriege, den wir alle erlebt haben, und fahren in einen Krieg, den wir werden rekonstruieren müssen. Wollen wir da nicht wenigstens diese Stunden hier vergessen lassen, daß jeder von uns seinen geladenen Revolver in der Hosentasche hat?“

So hatte man denn alle Marsgedanken verbannt und in friedlichem Humor seine Unterhaltung gefunden.

Das ging so weiter — bis Mch. Hier begann sich ein Ver-

hängnis gegen die Gemütlichkeit der kleinen Reisege-
sellschaft zu rü-
cken: die Al-
leinherlichkeit
über ihr Abteil
machte man
den Heimlich-
enden strei-
tig, und —
nun, es war
noch dazu eine
Dame, und
war eine
ältere Dame,
und — ich lä-
gen nicht! — ei-
ne Dame, um
deren Erschei-
nung weniger
verrückende
Dunkelkreis
weiblicher Reiz-
e, als viel-
mehr die sehr
bemerkbare
Körperlichkeit
zahlloser Hand-
gepäckstücke
gebreyet lag.

„Der Krieg beginnt wieder“, sagte der vorlaute Automobilist, als die Dame das Abteil noch einmal verlassen hatte, um von der reichlichen Gesellschaft, die sie zum Zug begleitet hatte, Abschied zu nehmen.

„Jetzt ist es vorbei mit unserer friedlichen Gemütlichkeit!“

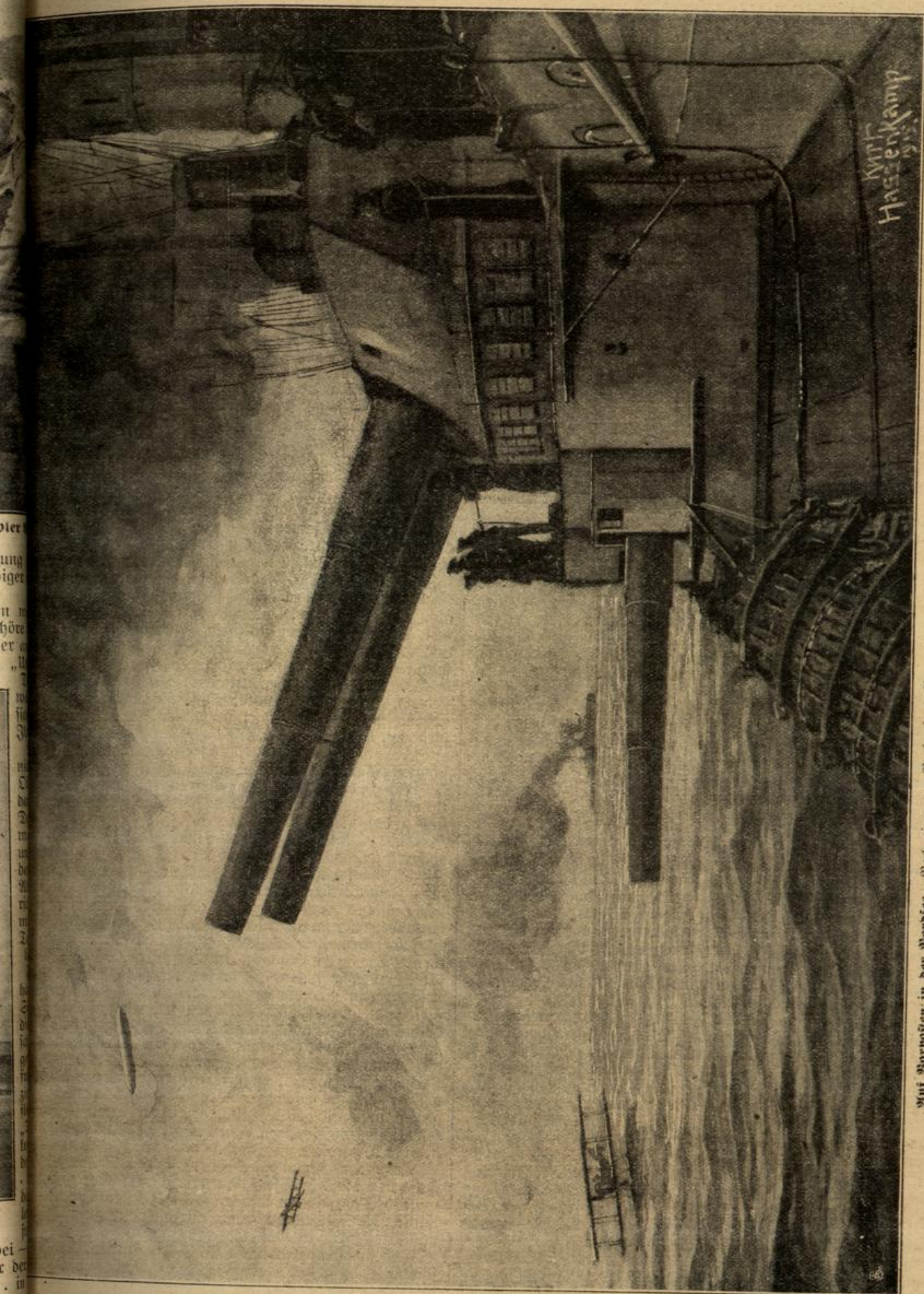
Alle zogen nun die Beine vorchriftsmäßig ein und saßen da wie in einem Ballsaale.



Die deutsche Bucherei in Leipzig. Phot. Vogel & Co. (Mit Text.)

„Ich habe nämlich auch einen Reffen dabei — steht er — Unteroffizier Müller — wenn einer der vielleicht kennt ... in Zivil ist er Referendar ... in er ist Rheinländer ...“

Den Oberleutnant interessierte dies brennend. nach dem Unteroffizier Müller, und die Dame, die



gern protegieren wollte, lobte seine soldatischen Tugenden. Ob der Herr Reffe auch schon gegen schwarze Truppen gekämpft habe?

Das wisse sie nicht. Aber das müsse doch wohl schrecklich sein ... freilich auch interessant ... Ob der Herr Major ...?

Der „Herr Major“ nahm der Dame die willkürliche Rang-erhöhung nicht sonderlich übel und erzählte nun: Ja, er habe gegen die Schwarzen gekämpft. Einen Nachtangriff.

Die Dame rückte darauf, aufs höchste gespannt, dichter an den Sprechenden heran.

... grauig sei es gewesen ... wie wilde Tiere ... die Messer in dem Munde ...

„Nein ... aber ...“
... man habe geglaubt, in der Wildnis zu sein ... im Urwald ...

„Schrecklich ... schrecklich ... erzählen Sie, bitte ... bitte.“
... ins Handgemenge sei man mit den Kerls gekommen ...

„Was muß mein armer Reffe durchmachen ...“
... gerungen vielfach mit ihnen ... Leib gegen Leib ...

und — mit Respekt zu sagen — gerochen hätte die Bande ...
„Unglaublich! unglaublich!“

Die Augen der Zuhörerin glühten. Die Kameraden hörten belustigt zu. Aber sie sahen auch den Eifer der Reisegesährtin. Wenn der Oberleutnant so spannende Geschichten weiß, wie konnte er da hoffen, die Dame loszuwerden ...!

„Und haben wir da schließlich gesiegt?“
... Gesiegt schon, und denken Sie, Gefangene haben wir gemacht ... Gefangene! ... Millionen'weise!“

„Alles Schwarze?“ fragte die Dame in höchster Erregung.
„Nein; — — meistens waren es die unzähligen winzigen, aber sehr störenden Tierchen, die unsere Gegner weder zu ihrer noch zu unserer Freude mit sich herumtrugen ...“

Die Herren unterdrückten nur mit Mühe ein Gelächter, die Dame aber machte ein verängstigtes Gesicht, und in ihrem Blick lag ein großes Fragezeichen ...

„Ich war zwar nach diesem Kampf — erst vorgestern fand er statt — in einer — — verzeihen gnädige Frau, aber im Krieg ist das nicht anders — in einer Entlausungsanstalt ... aber es scheint, völlig genügt hat es doch nicht, denn ...“

Und der Oberleutnant verzog ingrimmig seine braunen Backen, kniff die Augen zusammen und suchte mit der eiligen Hand ganz unwahrscheinliche Stellen seines Rückens zu erreichen.

Die Dame, die neben ihm saß, wurde ebenfalls merkwürdig unruhig. Sie sah nach allen Seiten und betrachtete ihr Gepäck mit besonders besorgten Augen.

... Die Herren verzeihen ... Sie werden doch gewiß lieber ungestört sein ... Eine Dame ... immer etwas schüchtern ...

Wenn Sie mir vielleicht ein wenig behilflich sein würden ... ins Damenabteil ... Verzeihen Sie diese Inanspruchnahme ...

Die Herren verzeihen ihr alles.

Kosaken und die Dschigitowka.

Von A. Messikommer. (Nachdruck verboten.)

Über die Kosaken und deren Herkunft herrscht im allgemeinen bei uns immer noch große Unklarheit, wo man sie meist für nomadisierende Wilde oder Halbwilde, wie etwa die Kirgisen und Turkmene, hält. Das ist nicht ganz richtig. Die Kosaken von heute sind Bauern der endlosen Steppen vom Don bis zum Amur, die von der russischen Regierung mit je 15 Hektar Land pro Familie ausgestattet werden, wofür sie verpflichtet sind, mit eigener Uniform und Pferd vom achtzehnten Jahre ab zwanzig Jahre lang Militärdienst zu leisten.

Abgesehen von den bei den Fußtruppen diensttuenden Kubankosaken, sind sie alle geborene Reiter und schon von früher Jugend an im Sattel; Steigbügel benutzen sie nie. Der echte und rechte Kosak ist für sich ein geschworener Feind jeder geregelten Arbeit, der nichts weiter kennt als die Steppenjagd hoch zu Ross und seine beliebten Reiter Spiele; die übrige Zeit, die er nicht im Sattel zubringt, lungert er müßig herum, seine Pfeife rauchend. Die ganze Arbeit bürdet er seiner Frau und den sonst vorhandenen weiblichen Familienmitgliedern auf, und nur im Falle der Not, die aber bei ihm schon einen großen Grad erreicht haben muß, läßt er sich herbei, Mithilfe bei der Feldarbeit zu leisten. Ist diese aber dann glücklich erledigt, so gibt es zur Entschädigung ein großes Fest mit Dschigitowka, viel Wodka und anschließender landesüblicher grandioser Keilerei.

Diese Dschigitowka ist nämlich das bei keiner Festlichkeit — und zu einer solchen findet der Kosak stets eine Veranlassung — fehlende waghalsige Reiter Spiel, bei welchem namentlich die Jugend ihre ans Fabelhafte grenzende Gewandtheit in der Beherrschung und Dressur ihrer Pferde, sowie im Gebrauch der Waffen zeigen können. Das ganze Dorf (Staniza) versammelt sich dann auf der

Steppe und bildet dort einen großen Kreis, in welchem Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, herumhergehen. Jeder einzelne Dschigit springt heran, um die anderen Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, herumhergehen. Jeder einzelne Dschigit springt heran, um die anderen Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, herumhergehen.

Nach einigen Runden ertönt plötzlich ein gellender Ruf: „Dschigit!“ einer der Reiter jagt in vollster Karriere im Kreise herum, dann durch eine Lücke des Zuschauerkreises in die Mitte hinaus, von den übrigen Dschigiten unter furchtbaren und blinden Gewehrschüssen verfolgt. Dieser jedoch Sattel stehend, rast davon, wirft das Gewehr in die Höhe, es sicher wieder auf und ruft seinen Verfolgern höflich zu: „Bon diesen tragen die Schüsse fortwährend, während der Verfolgte im Sattel und stürzt vom Pferde; jedoch den Boden berührt, so ist er auch mit einem Sprunge wieder im Sattel und feuert seine Pistolen, an der Seite des Pferdes hängend, unter dem Hals desselben auf seine Verfolger ab. Endlich gelingt es diesen doch, ihn zu fangen, aber er ergibt sich nicht, denn plötzlich, mitten im Gange, liegt er samt seinem Pferdchen am Boden, gedeckt sein Gewehr auf die Gegner abfeuernd. So er aber mittels der nie fehlenden Wurfmaschine übergeben, gebunden weggeführt, während sein Pferdchen regungslos bleibt. Plötzlich ertönt ein schriller Pfiff, das „Dschigit!“ springt auf und kommt herangaloppiert; mit einem Sprunge ist sein Herr wieder im Sattel und springt mit seinem Pferdchen wieder lachend und jubelnd in den Kreis zurück.

Der Dorfälteste, Ataman, legt nun fünf Rubel auf die Erde. Jeder einzelne Dschigit springt heran, um die anderen Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, herumhergehen. Jeder einzelne Dschigit springt heran, um die anderen Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, herumhergehen.

Doch weiter gehen die Reiter Spiele, gegen die die Dschigiten glanzvollere reine Kinderspiele scheinen. Da reitet, wie man sieht, der Sattel kopfstehend und sein Gewehr abschießend, in der Hand einen anderen springt in voller Ausrüstung über ein oder zwei oder auch über drei nebeneinanderstehende Pferde. Praktischer als das Pyramidenreiten, bei welchem die Reiter, auf je drei oder vier stehend, zwei- und auch dreireihige Pyramiden bauen, ist das Springen, bis auf einen Pfiff die Pferde plötzlich losgelassen werden, alles übereinander purzelt. Ein nicht minder fabelhaft schwieriges Stücken ist es auch, wenn einer, auf dem Rücken stehend, ein volles Glas des geliebten Wodka auf einmalt in tollstem Galopp balanciert, das er dann schließlich in die Hand des „freien Kosakenheeres“ leert.

Es ist erklärlich, daß es dabei meist nicht ohne Verletzungen gehen kann, aber auf ein paar Knochenbrüche und das nachherige „Leiten“ kommt es bei diesen zähen Naturburschen nicht an. In allen Festlichkeiten, so beendet auch die Dschigitowka schon, ist es ein russisches Wodkafest mit dazugehöriger Keilerei, hört eben einmal zu einem richtigen ländlichen Fest.

Die fabelhafte Geschwindigkeit, welche die Kosaken noch an den Tag legen, ist darauf zurückzuführen, daß die Kosaken noch sozusagen eher reiten als laufen lernen; sieht man die Knirpse von vier Jahren wie angewachsen auf den Steppen sich tummeln, wobei deren Kinderspiele alle auf einem schnellen Hinauslaufen beruhen. Sind dann die Jungen größer, so besteht auch an der Jagd, die natürlich auch nur zu Pferde ausgeführt wird, denn das Steppenwild, Hasen, Trappen und auch die Vögel (ja sogar Schlangen!) werden meist nur mit der Wurfmaschine im vollen Galopp gefangen. Der Wolf wird ebenfalls mit der Wurfmaschine gefangen, der berüchtigten Jagd auf den Kosaken, totgeschlagen. Aberhaupt, was nur irgend der Kosak zu Pferde.

Trotz der Gewandtheit dieses echten Reitervolkes sind in der Zeit von sechzigtausend, im Kriege wohl aber von hunderttausend Mann stellen dürfte, ist kein kriegerischer Charakter für die Feldschlacht, erwiesenermaßen nicht große militärtechnische Ausbildung fehlt und der Kavallerie die Waffe bei weitem nicht mehr die Rolle zukommt, wie sie früher noch, daß, wie eingangs erwähnt, das Pferd als persönliches Eigentum ist und sogar oft sein ganzes Vermögen darstellt, weshalb man es dem Steuermann verheimlichen kann, wenn er die Vorsicht für den Verlust zu Tapferkeit hält und sein Pferd nach Möglichkeit

herheit zu bringen sucht. Für sein im Kriege gefallenes erhält der Kosak zwar während desselben Ersatz, der ihm nach dessen Beendigung wieder abgenommen wird. Ob ihrer Freiheitslieder sind die Kosaken ihren Vorgesetzten gegen ihre hündischer Treue ergeben und daher zur Ausführung jeden Befehles zu gebrauchen. Deshalb werden sie auch vorliebe zu Polizeidiensten verwendet, wo sie dann die unheimliche Aufgabe, bei Judenverfolgungen, Studentendemonstrationen und derartigen „Volkswutständen“ durch die Straßen zu ziehen und wehrlose Leute und Kinder mit ihren berüchtigten Knuten niederzuhauen, gern und nur zu gründlich besorgen. Entsetzlich von Naturell grausam ist der Kosak indes nicht, er ist gutmütig, d. h. im nüchternen Zustande, und nur der Leidenschaft, dem er, wie schon erwähnt, leidenschaftlich frönt, seine rohen Instinkte. Im übrigen liebt er es, da seine Vorgesetzten über „Mein und Dein“ sehr im argen liegen, worin er aber im übrigen ehrenwerten Untertanen „hens“ keine besondere Ausnahme seinen ärmlichen Verhältnissen bei den bietenden Gelegenheiten durch etwas aufzuhelfen; eine Eigenschaft, die bei Berücksichtigung des Kosaken oder richtiger „Kasak“, was dann, gleichbedeutend mit Räuber, weiter nicht verwunderlich ist, er mit der Mehrzahl seiner Kameraden in russischen Heere teilt.

as man nicht sieht.

Dorette hatte Großreinemachen. Die rein Stüd blieb auf seinem Platz. Sie immer sahen aus, als ob die Eintretenden herein gehaust hätte. Stundenlang saßen kleine, dralle Frauen herumgedröhrt mit hochgeschürzten Röcken, den Wangen und kräftigen Armen. Eine Freude, ihr zuzusehen. Sei, sie in Auslopfen auf die Polstermöbel saß, wie der Schrubber über die Leinwand, wie geschäftig Ofen, Fenster über den abgeleitet wurden, wie peinlich jedes Teilchen des Raumes ausgepinselt wurde! Endlich nach tüchtiger vierstündiger Arbeit konnte ein Stüd nach dem anderen wieder an den Platz gestellt, die frisch gewaschenen Gardinen aufgelegt im Klippjachen aus der Küche, wo sie zur gründlichen Reinigung geschickt worden waren, heringebracht werden. Erschöpft und strahlendem Stolz sah sich Frau Dorette in der Stube um. Auf spähte ihr Auge noch einmal in die dunkelsten Winkel, vielleicht noch in irgendeinem Ecken der Staub vertrocknet. Endlich, sie durfte mit dem Werke dieses Vormittags zufrieden sein, hieß es eilig nach dem Markt gehen, um die Einkäufe für das Mittagessen zu besorgen, denn in eineinhalb Stunden kommt der Herr nach Hause. Er ist an peinliche Pünktlichkeit gewöhnt. Nach der gewohnten Stunde Gustav Hünze sein Heim betritt, obwohl schon beim Eintreten die Nase: „Puh, das riecht heute rechtlich nach Seife und allem möglichen.“

Frau Dorette schweigt, um nicht die Laune des gestrengen Mannes noch mehr zu trüben. Doch wie der Bote nicht in die Stube kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, so auch die geduldige und lammfromme Gattin nur selten auf eine schlechte Zigarre, ein zu schnell durch die männliche Hand verrieseltes Glas Bier, oder eine auf nüchternen Magen eingenommene Hummermayonnaise, zurückhalten. Und mit dumpfem Kopf und müde sich das Nagen des Unwetters an: „Knopf an meinem Hemdärmel hing nur noch an einem Faden, ist mir mitten bei der Arbeit abgerissen“, brummelte sie vor sich hin.

„Mir leid. Ich werde ihn dir sofort annähen“, gab ihr sanftmütig Frau Dorette zurück.

Immer dichter zogen sich die schwarzen Wolken zusammen. Die Gattin betrat die Wohnstube und prüfend blickte umher. „Sag mal, Frau“, begann er mit geringem Sarkasmus, „was tust du denn eigentlich den ganzen Tag? Nicht mal Staub gewischt ist hier! Und die Bilder sind schief! Und hier auf dem Schreibtisch hast du wohl meine Sachen herumgewühlt. Aber euch Weiber! Ihr den ganzen Tag überhaupt nichts. Zweitens: Ich hab’ euch, mit zusammengekniffenen Lippen, ging Frau hinaus, um das Essen hereinzuholen. Sie war nicht

geneigt, auch noch die zuckenden Blitze des Hohns und der Geringschätzung über sich ergehen zu lassen. Sie wußte, daß ihr Mann sonst ein netter, tüchtiger Mensch war. Sein ganzer Fehler war nur, daß er immer alles sah, was vielleicht ausnahmsweise einmal nicht getan war, dafür aber vollständig blind an all der Fülle von Fleiß, Liebe und Aufmerksamkeit, die ihn tagtäglich umgab, vorüberging. Trotz aller fräulichen Sanftmut wallte doch ein heißer, trotziger Wunsch in Frau Dorettes Herz auf: Wenn ihr Mann nur einen einzigen, einzigen Tag mal die Hausfrauenspflichten übernehmen müßte, dann würden ihm wohl plötzlich die Augen geöffnet werden für all das, was er sonst nicht sah: das emsige Hausfrauenschaffen, das von frühesten Morgenstunden unablässig die Hände regte, die Füße bewegte, nie müde wurde, nie sich selbst Ruhe gönnte.

All das, was geschah, war eben selbstverständlich. Daß sie gestern den ganzen Nachmittag damit verbracht hatte, um die schadhafte Wäsche des Herrn Gemahls durchzugehen und geduldig und sorgfältig auszubessern, daß sie oft stundenlang am Stidkorb saß, um die Riesenlöcher in den dünnen Baumwollstrümpfen zu stopfen, den ganzen Haushalt a la ein besorgte, keine Arbeit scheute, schrubhte und scheuerte, wusch und wusch, ohne ihre einst zarten Hände zu schonen, daß sie mit liebevollem Verständnis immer wieder die besonderen Wünsche und Bedürfnisse ihres Mannes berücksichtigte, daß sie stillschweigend seine Sachen fortbrachte, darunter Ordnung hielt, ihn früh und spät bemutterte — das war eben alles selbstverständlich.

Inzwischen hatten sich in der Wohnstube die schwarzen drohenden Gewitterwolken in einen milden Regen aufgelöst. Die elektrische Spannung war schon da gewesen, bevor Gustav Hünze sein Heim betreten hatte, und nur zufällig hatte der erste Blitzschlag hier eingeschlagen.

Bald erfuhr auch Frau Dorette die Ursache des Unwetters. „Ach, Dorette“, seufzte er beim Mittagessen, „es kann einem oft alle Lust und Liebe zur Arbeit vergehen. Immer wird an einem herumgeknüttelt. Da tue ich nun von früh bis spät im Geschäft meine Schuldigkeit, bin morgens der erste, abends der letzte, laufe mir die Haken ab und schreibe mir die Finger wund. Und der Lohn? Kommt heute mein Chef, wahrscheinlich nach einem solennen Frühstück, um elf Uhr ins Geschäft und fragt mich, was ich denn eigentlich bis dahin getan hätte. Ein gewisser Brief wäre noch nicht geschrieben. Umsonst zahle er seine Gehälter nicht. — Ich sage dir, gekocht habe ich vor Wut. Sollte er nur mal tun, was ich tagsüber leisten muß. Aber da muß er nun gerade auf das stoßen, was zufällig im Drange der Geschäfte vergessen wurde. Überhaupt war das Sache meines Kollegen. Der hat den ganzen Tag weiter nichts zu tun, als gemächlich auf seinem Kontorschemel zu sitzen.“

Aber Frau Dorettes amütsames Gesicht glitt ein freundliches, halb schalkhaftes Lächeln. „Sei nur still, Männchen“, schmeichelte sie, und strich mit milder Hand die Zornesfalte aus seiner Stirn glatt. „Es geht noch mehr Menschen so wie dir. All das, was man leistet und schafft, sogar über seine Pflicht hinaus tut, wird nicht gewürdigt, aber jeden kleinen Mangel, jede winzigste Schwäche finden die lieben Mitmenschen immer sofort heraus. Jeder denkt eben, der andere hat nichts zu tun, weil er noch nie selbst dessen Arbeit gemacht hat. Der Chef denkt, der Angestellte hat nichts zu tun, und der Angestellte glaubt, der Chef liege den ganzen Tag auf der Bärenhaut. Ich glaube sicher, euer jüngster Lehrling kommt sich beschäftigt und tüchtiger vor als der Herr Prinzipal. Die Hausfrau denkt, die Köchin faulenzet, und die Schüler denken, die Lehrer führen das reine Schlaffenleben und erkränken die Schularbeiten nur, um die armen Kinder zu martern. Keiner sieht und versteht das Tagewerk des andern. Sie sind eben allesamt nicht besser und nicht schlechter als ein gewisser Gustav Hünze, der nur immer abgerissene Hemdenknöpfe, schiefhängende Bilder und bestaubte Möbel sieht. Die Hunderte von Knöpfen, die schon von unsichtbarer Hand angenäht worden sind, die unzähligen Stunden, die mit Staubwischen und Reinemachen ausgefüllt sind, die unaufhörlichen Gedanken, die sich nur darum drehen, wie alles daheim lieb und angenehm und für den heimkehrenden Gatten freundlich gestaltet sein soll — das alles rechnet ja nicht!“

„Verzeih mir“, sagte da ganz leise, leise eine tiefe Männerstimme, und zwei bärtige Lippen suchten nach einer kleinen, zerarbeiteten Frauenhand

Gertraud Westphal

Begierbild.



Wo ist die Wirtin?

